

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 24 (1934)
Heft: 35

Artikel: Das Stadtbataillon 28 anno 1914 [Fortsetzung]
Autor: Christen, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644132>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jahren bis 1800. Erst 1850 erhielt jeder Hauptdarsteller ganze 143 Mark. Dafür gab es aber erst wieder 1880 einen Uberschuß. 1900 bekam schon jeder Darsteller 1575 Mark, 1910 1680 Mark. 1922 ging alles in der Inflation flöten.

Nach dem Passionsjahr kehrt jeder wieder zu seinem Hauptberuf zurück. Oberammargau ist in der Hauptsache die Stadt der Herrgottschniker. Etwa zweihundert führen das Schnitzmesser, schon seit Jahrhunderten. Einige machen noch immer dieselben „Herrgöttle“, Madonnen, Engel oder Krippenfiguren. Aber aus dieser Schar entwickelte sich im Laufe der Zeit eine kleine Gruppe meist künstlerisch geschulter Bildhauer, die eigene Wege gehen und zum Teil ganz im Sinne der Gegenwart schaffen, so daß ausdrucksstarke, höchstwertige Kunstwerke entstehen. In größeren Werkstätten und in der Fachschule für Holzschnitzerei wird der Nachwuchs herangezogen. Im Gegensatz zu anderen Gegenden hat man in Oberammargau stets am Handwerk festgehalten und den Handel mit gegossenen billigen Bildwerken verschmäht. Oberammargau war eigentlich nie ein Bauerndorf. Dafür gab der Boden zu wenig her. Vor den Passionspielen besaß Oberammargau durch seine Herrgottschnikerei Weltruf, den die alteingesessenen Familien durch ihre Handelshäuser und die Niederlagen in allen Weltstädten begründeten. Das von Guido Lang aus eigenen Mitteln errichtete Museum gibt eine höchst interessante Uebersicht über die Entwicklung der hauptsächlichlichen Oberammargauer Erwerbszweige. Es zeigt eine Schnitzstube, eine reiche Sammlung von Krippen, schöne Beispiele der hier geübten Wachsboffiererei und Hinterglasmalerei.

Die Ureinwohner von Oberammargau waren Kelten. Dann kamen die Römer. Im Mittelalter führte die große Kaufmannsstraße von Indien über Venedig nach dem Norden durch das Ammertal. Die Ammertgauer hatten das alleinige verbriefte Recht, mit ihren Geschirren die Kaufleute zu fahren. So war der Verkehr groß und die Wohlhabenheit stieg. Reiche Geschlechterfamilien entstanden. Große Handelshäuser hatten hier ihre Niederlagen. So konnten selbst verschiedene Plünderungen, Brände, Ueberschwemmungen und Seuchen dem Ort nicht allzuviel anhaben. Heute hat Oberammargau 2400 Einwohner und bewahrte sich trotz mancher Anpassung an die neuere Zeit seinen dörflichen Charakter. Die stattliche Pfarrkirche mit ihrem eindrucksvollen Friedhof, die vielen schönen Häuser mit ihren farbenfrohen Fassadenmalereien, die idyllischen Winkel, das vom Rofel beherrschte Landschaftspanorama, sie alle zusammen schaffen ein Bild, das keiner so schnell vergißt.

Seit dem 18. Jahrhundert werden neben dem Passionsspiel auch andere geistliche Spiele aufgeführt, vor allem die „Kreuzeschule“, um den Spielern Gelegenheit zu geben, sich zu vervollkommen. Aber nur in Passionsjahre hat Oberammargau den großen Zulauf zu verzeichnen. In den anderen Jahren liegt es still und fast unbeachtet zu Füßen des Rofels.

Das Stadtbataillon 28 anno 1914. (Zum 20. Jahrestag der Mobilisation.)

Von Peter Christen.

9

Tagsüber setzte die Einzelausbildung wieder ein. Gefechtschulung, Zugs-, Kompanie- und Bataillonsübungen hielten die Reine in ununterbrochener Bewegung. Auf den Zensberg wurden die wütendsten Sturmangriffe unternommen, wobei die Tambouren ihre Kalbfelle zuschanden trommelten. Trotzdem wich der Berg nicht von der Stelle und ließ sich immer wieder neu „erobern“. Hatte man so am Mittag oft keinen trockenen Faden mehr am Leibe, brachte dann in den Mittagsstunden ein kühles Bad in den Fluten der ruhig und tief dahinfließenden Aare köst-

liche Erquickung. Hier waren die Wett- und Kunstschwimmer in ihrem Element, sie produzierten manche bewundernswerte Leistung, für die leider keine Anerkennungskarten verabsolgt werden konnten. Wir holten uns solche, nebst dem Schützenabzeichen, in reichlicher Zahl beim Standschießen. Hier trat deutlich zutage, daß wir doch schon viel gelernt hatten. Hier bekam ich auch mein erstes Abzeichen. In früheren Diensten war ich dazu etwas zu „nervös“ gewesen.

Mein Busenfreund und Kamerad, der Führer rechts, war ein paar Jahre älter als ich und daher für Wettrennen in der freien Zeit nicht mehr begeistert. Eines Abends, vor dem Einschlummern auf unserm weichen, tiefen Heu, kamen wir beide überein, unsere Posten zu wechseln. In der ganzen Armee hat es der Führer links nämlich am schönsten, ruhigsten. Er ist der am wenigsten geplagte Mann. Mein Freund fand, es sei nicht recht, daß immer der gleiche Mann es gut habe und der andere immer böse. Ich mußte ihm beistimmen. Ohne dem Zugführer oder Feldweibel etwas von unserm Abkommen zu melden, übernahm ich am nächsten Abend den Zug und führte ihn zum erstenmal als Führer rechts zum Hauptverlesen. Der Hauptmann sagte kein Wort zu dieser eigenmächtigen Veränderung, und die andern Wachtmeister machten es schon am gleichen Abend unserm Zuge nach. Sämtliche Führer rechts waren plötzlich entrüstet über das Drohenleben ihrer Kameraden! Vom Kommando wurde das Arrangement stillschweigend gutgeheißen, sich alle zwei Wochen abzulösen. So ist es bis an das Ende des Dienstes gehalten worden. In den andern Einheiten sahen wir bald dieselbe Veränderung. Wenn aber wir, mein Freund und ich, nicht auf die Idee gekommen wären? Doch wollen wir uns nichts einbilden und annehmen, sie wäre dann früher oder später von oben herab doch durchgeführt worden.

An den Tagen in Aegerten wurde erst recht mit der „künstlerischen“ Pflege des Gefanges begonnen. Unser Zug besaß ein paar wirklich prächtige Stimmen und die Freude am Singen war groß. Ein kleines Chörli bildete die Kerntruppe. Man stand im Kreise herum und half ungeheiß mit. Die Hausleute hörten ergriffen zu, kargten nicht mit Beifall und Ruhm und spendeten gerne eine Gratisrösti. Was wunder, wenn die Sänger es immer besser und schöner machen wollten und vergaßen, daß sie eigentlich in den „Sternen“ zu einem Bier gehen wollen? Die Mädchen waren auch schuld daran, indem sie Miene machten, den bisherigen Bevorzugten, der schließlich, wenn er auch „Bändel“ trug, doch nur kommandieren und fluchen, aber nicht so schön singen konnte, zugunsten eines „weichherzigen“ Gemeinen fallen zu lassen! Die schwermütige Melodie des sentimentalischen Liedes „G'hörst wie die Glogge lustig lüte, bim bim bam, bim bim bum“, griff gewaltig ans weiche



In Aegerten. „Innerer Dienst.“

Herz und drückte besonders auf die Tränenröhren. Das Lied wurde zu einer raffiniert ausgefeilten Spezialität unseres Zuges. Der „Pfannenslied“ kam erst später wieder, als keine braunen Augensterne mehr süßen Dank verhießen, zu Ehren!

Einer der schönsten Übungsmärsche führte uns kompagnieweise den sonnigen Ufern des rebenbewachsenen Bielersees entlang, die Twannschlucht hinauf auf den Twannberg. Das romantische, einzig dastehende Kirchlein von Ligerz grüßte mit seinem schlanken Turm herüber.

Bei Gottstatt konnten wir den Pontonieren, die das nasse Element ebenfalls hieher gelockt hatte, bei ihrer Arbeit zusehen und sahen nachher nebst zahlreicher Kavallerie unsern Fuß ans andere Ufer.

Damit sich ja die Auffassung über Marschbereitschaft nicht lockerte, trieb uns in den freien Abendstunden des 20. September ein Generalmarsch hinterm Kaffeetisch hervor. Eine Stunde später konnten wir uns wieder hinsetzen. Es war nur eine „Übung“ gewesen.

Die Nähe unserer Vaterstadt brachte es mit sich, daß viele ihre Angehörigen zum erstenmal wieder zu sehen bekamen. An den Sonntagen entfielen ganze Bataillone von Besuchern den Zügen. Zu einem Spezialurlaub langte es in dringenden Fällen auch wieder.

Unerwartet kam der überaus erfreuliche Bericht von einem 10tägigen Divisionsurlaub. Ein Spatzvogel meinte, dieser sei notwendig geworden, weil die Gewehrgriffe ausgegangen seien und wieder eine neue Ladung aus Deutschland bestellt werden müsse. Mit freudig erregten Gefühlen wurden die Kantonnemente tadellos sauber gemacht, das Material deponiert und am 29. September in der Frühe die bereitgestellten Züge in Brugg gestürzt. Für die Bewachung und den Unterhalt des Korpsmaterials hatten sich Freiwillige gefunden, welche 10 Tage später gleichfalls in Urlaub gingen. Im Bahnhof Bern hielten wir uns nicht mehr lange auf und jeder machte, daß er auf schnellstem Wege nach Hause kam, wo er nun während 10 Tagen selbst den Tagesbefehl nach Gutdünken festlegen konnte.

Wieder im Jura.

Alzu rasch für viele kam das Wiedereintrücken am 8. Oktober. Sofort wurde mit Vorbereitungen für den Abmarsch begonnen. Der Abschied in der Küche des bisherigen Kantonnementes dauerte lange und gründlich. Im Grunde des Herzens war man allgemein doch froh, weiterziehen zu können. Ein milder Oktobertag begleitete uns auf der Marschroute am 9. Oktober über Biel-Reuchenette-Bern, wo wir, das heißt das 14. Regiment, in Zweierkolonne den Monto erstiegen. Die leise Schwermut des Herbstes, mit seinen satten, goldenen Farben, ließ schon den kommenden Winter ahnen. Für die gehaltenen Strapazen dieses Tages wurden wir auf der Höhe reichlich entschädigt. Jeder von uns war innerlich erhoben und erfreut, als er die Pracht des Alpenkranzes schaute. Vom Tödi bis zum Montblanc leuchteten die Bergriesen in silbernem Glanz. Durch diesen unvergleichlichen Anblick wurden wir neu gestärkt an Leib und Seele, an Willen und Gemüt. Diese weihenvolle Stunde veranlaßte unsern Feldprediger, für den nächsten Gottesdienst vom 18. Oktober den Text zu wählen: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt.“



In Aegerten bei der „schönen Pauline“.

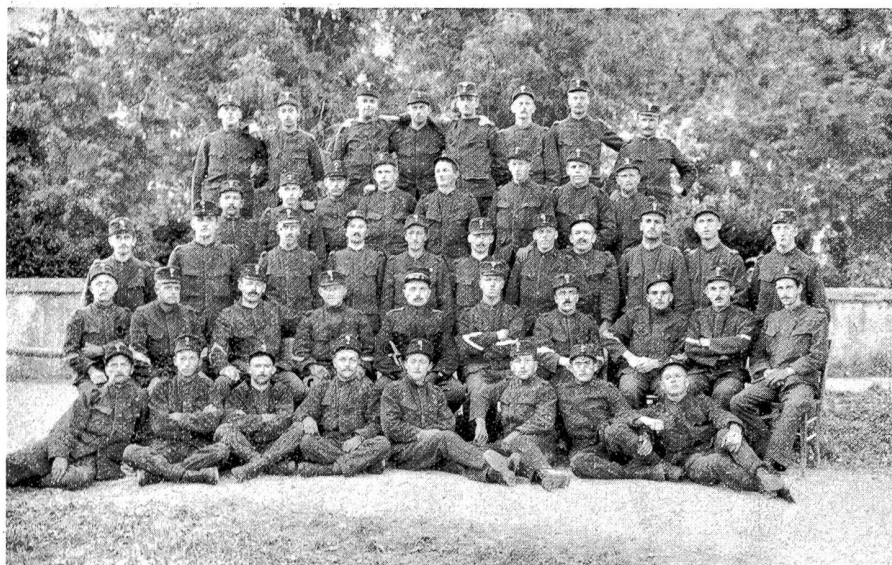
Wenn ich jetzt, zwanzig Jahre nach allen diesen Ereignissen, die damalige Feldpredigt unseres ehemaligen Regimentspfarrers wieder nachlese, scheint sie mir noch besser auf die heutigen Tage zu passen. Viele, ja allzu viele unserer einstigen Kameraden, die „im gleichen Schritt und Tritt“ in Freud und Leid mit uns marschierten, sind zu der großen Armee abgerufen worden, von der es keine Rückkehr mehr gibt. Die große Enttäuschung ist ihnen erspart geblieben, eine Welt sehen zu müssen, die fieberkrank, leidend und zerrissen, aus dem furchterlichen Drama des massenmordenden Krieges nichts gelernt und nichts vergessen zu haben scheint. Die mit dem blutdürstigen Wahnsinn eines anmaßenden Eroberers zu noch grausameren Schlägen sich bereit macht und unrettbar ins Verderben rennt. So wenig wie an jenem sonnigen Oktobertag auf dem Monto wissen wir heute wieder, was unserer Nation wartet, ob sie aus den neuen Gefahren nochmals heil wird hervorgehen können. Es geziemt sich daher, daß wir auch diesem ernstesten Gedanken einen Augenblick Raum geben, und deshalb sei diese „Berg-Predigt“ hier eingeschaltet:

Text: Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt. Psalm 121, 1.

Offiziere, Soldaten, Kameraden!

Von den Bergen, von unseren lieben Schweizerbergen wollen wir heute ein Wort reden. Was lehrt uns unsere schöne Gebirgswelt? Welche Gedanken, Empfindungen, Entschlüsse sollen in uns wach werden, so oft wir den Kreis der Alpen schauen? Erinnert euch, wie wir vor zehn Tagen eine wundervolle Jurahöhe überschritten. Erinnert euch vor allem an den unvergeßlichen Blick, den wir dort oben genossen, auf dem Kranz unserer Schneeberge. In weißer Reinheit leuchteten sie, erhaben über dem Dunst und Lärm der Erde, eine stille, majestätische Welt für sich. Was hat diese Welt der Berge uns zu sagen? Worin besteht die Hilfe, die Erquickung, die innere Förderung, von der unser Textwort redet, wenn es spricht: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt?“

Zunächst einmal sollen unsere Berge uns erziehen zur Freude am Schönen, Reinen, Erhabenen. Jeder von uns, auch der künstlerisch Unbegabte, der Schlichteste und Ungeheuerste war innerlich erhoben und erfreut, als er die Pracht des Alpenkranzes schaute. Wie wohl tat es uns, aus allem Jammer der Gegenwart, aus dem schmerzlichen Mitleiden mit all den blutigen Kriegsgreueln, das



Zug Oberleutnant S. in Aegerten.

Auge zu richten zur unberührten Schönheit und Reinheit unserer Berge. Das war eine Erholung für Leib und Seele; durch diesen Anblick wurden wir neu gestärkt an Körper und Geist, an Willen und Gemüt.

Es kann freilich mit einem Menschen dahin kommen, daß sein Sinn sich abstumpft für die Schönheiten der Natur, für die Werke der Kunst, für alles Große und Herrliche in der Welt. Wer mit seinen Gedanken, mit seinem ganzen Empfinden in den Tälern und Niederungen des Menschenlebens sich bewegt, der gewöhnt sich allmählich an diese dumpfe, dunkle Umgebung. In der Seele eines solchen stirbt nach und nach die Fähigkeit ab, sich zu freuen an den blühenden Blumen, an dem strahlenden Schneefirn, an einem reinen, schönen Liede, an der vielen Pracht, die uns umgibt.

Kameraden! Seien wir Wächter über dem Besten und Edelsten, was in uns ist! Verschließen wir Auge und Ohr all dem, was uns erniedrigt! Öffnen wir uns allem, was uns innerlich erhebt, reinigt, bessert! Nicht wahr, es soll bei uns immer mehr heißen: höher hinauf! Ja, wir heben unsere Augen auf zu den Bergen, von welchen uns Hilfe kommt.

Jener Blick vom Jura her auf die Alpenkette mußte aber noch andere Gedanken und Wahrheiten in uns wecken. Es waren die Gebirge unseres Vaterlandes; die wir bewundernd schauten. Und da empfanden wir große Freude, daß wir Schweizer sind. Alle die leuchtenden Spitzen vom Glärnisch bis zum Montblanc, sie riefen uns zu: Habt eure Heimat lieb; seid dankbar, daß ihr in einem Lande wohnt, das bis jetzt unberührt blieb vom grauenvollen Krieg. Und je länger wir betrachteten und bewunderten, um so stärker wurde in uns der Entschluß, freudig und ohne Murren diese schöne Heimat zu schützen, jetzt im Wehrleide und dann wieder in der täglichen Arbeit. So mahnt und erzieht uns der Blick auf die Berge zur Heimatliebe.

Heimatliebe! Damit meine ich nicht jenen lauten, phrasenhaften Patriotismus, der in vorübergehenden Stimmungen und Gefühlsaufwallungen, in großen Worten besteht. Unsere Berge schweigen, sie prahlen nicht. Sie wirken durch ihr bloßes Dasein, durch ihre stille Kraft und Erhabenheit. So sollen wir sein mit unserer Vaterlandsliebe. Ohne viel Aufhebens, ohne Gerede und Getue wollen wir treu arbeiten, jeder an seinem Platz, vom Höchsten bis zum Niedersten. Und bei all unserem Tun nicht das eigene Ich in den Mittelpunkt stellen, sondern für die Mitmenschen wirken, für das Ganze, für das Wohl des Landes. Seht,

wie unsere Berge in ihrer schweigenden Kraft treffliche Wegweiser sind zur tieferfassen, treugeübten Heimatliebe.

Diese gesunde Heimatliebe ist in den letzten Jahren und Jahrzehnten bei vielen dahingeschwunden. Es gibt eine selbstsüchtige, materialistische, gefährliche Redensart: Wo es mir gut geht, da ist meine Heimat. Man ist innerlich losgerissen vom Boden des Vaterlandes. Internationalismus — Völkerverbrüderung! Wehe, wer diese Worte nicht aus tiefen Gründen, aus dem christlichen Geiste schöpft! Ich bin gewiß der letzte, der einem engherzigen, kurzichtigen, sich selber bespiegelnden Patriotismus das Wort reden möchte. Wir sind nicht der Meinung, daß nur das eigene Volk trefflich und gut sei. Wir sollen Verständnis und Liebe haben für die Nationen rings um uns her. Aber mit diesem notwendigen Blick in die Weite muß verbunden sein das tiefe, feste Wurzeln in der Heimerde.

Auch in diesem Stücke sind uns unsere Berge vorbildlich. Sie schauen mit ihren strahlenden Spitzen über Länder und Landesgrenzen hinaus; aber mit ihren Grundfesten stehen sie unerschüttert im Boden des Landes. So soll es bei uns sein: mit beiden Füßen auf der Heimerde stehen, mit ganzer Seele an der Heimat hängen; dann aber, von diesem festen Standort aus, weit blicken und überall lernen und alle lieben. Das lehren uns die Berge. So erziehen sie uns zur rechten Stellung in Vaterland und Völkerwelt.

Und soll ich euch, Kameraden, noch das Tiefste und Wertvollste nennen, was beim Anblick der Alpenwelt in uns sich regt? Es ist die Sehnsucht nach unserem höchsten Lebensziele, nach der Gemeinschaft mit Gott. Es ist die Ahnung, der Glaube, die Gewißheit, die ein christlicher Philosoph aus alter Zeit mit den Worten aussprach: „Du, Gott, hast uns zu Dir geschaffen, und unsere Seele ist unruhig, bis sie ruhet in Dir“.

Im Anschauen eines ragenden Berges empfinden wir zunächst das Gelüste, dort oben zu sein in der reinen Luft, hoch über der dumpfen, lauten Welt. In der Bergpredigt hat Jesus Christus den Menschen im göttlichen Sinne auf eine solche Höhe gewiesen: „Ihr sollt vollkommen sein, gleich wie euer Vater im Himmel vollkommen ist“. Einen ähnlichen Gedanken spricht der Dichter aus, wenn er sagt:

„Vor jedem steht ein Bild deß, das er werden soll,

So lang er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll.“

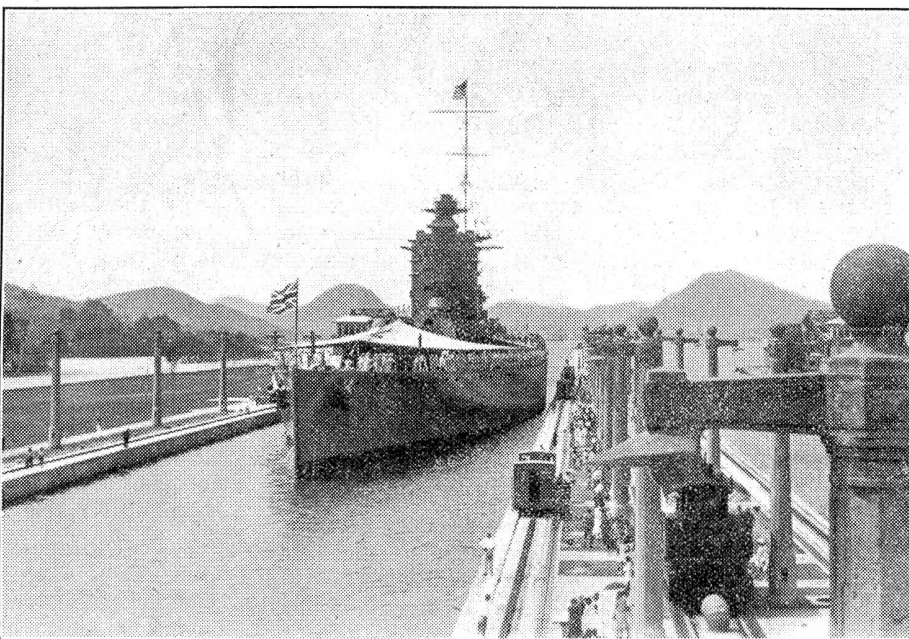
Aber noch ein anderes Gefühl lebt in uns, wenn wir unsere Alpen schauen: das Gefühl der Sicherheit, des Geborgenseins, des Beschütztwerdens. Als eine unbezwingliche Wehrmacht steht der Alpenkranz da und ruft uns zu: Seid getrost, ich schirme und schütze euch. So weisen unsere Berge uns hin auf den stärksten und höchsten Schutz unseres Lebens und unseres Landes, auf den allmächtigen Gott. Du, Gott, bist unsere Zuflucht für und für; ehe denn die Berge worden und die Erde und die Welt geschaffen wurden, bist du Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. Ihm vertrauen wir unsere teure Heimat, ihn suchen wir in den Freuden und Leiden unseres Daseins, nach ihm streckt sich, bewußt oder unbewußt, unsere tiefste Sehnsucht aus. Ob wir's wollen oder nicht, ob unser Verstand es fassen kann oder nicht, ob wir die innere Stimme erstiden im Getriebe des Lebens — immer wieder kommen Augenblicke, da wir von Grund aus unbefriedigt sind mit dem, was wir sind und wirken, da wir ein Heimweh

spüren nach einem festen Halt, nach einem unerschütterlichen Standort unseres Lebens. Das ist das Dürsten unserer Seele nach dem lebendigen Gott.

Offiziere, Soldaten, Kameraden! Das alles lehren uns unsere Berge. In ihrer Schönheit mahnen sie dich: Öffne Auge und Ohr dem Schönen und Reinen, verschließe dich dem Niederen und Gemeinen! Mit ihrer schweigenden Pracht, mit ihrer ragenden Höhe, mit ihren festen Wurzeln in der Heimaterde sind uns unsere Berge ein Vorbild des wahren, fruchtbaren Patriotismus. Und schließlich wecken sie das Tiefste in uns, die religiöse Sehnsucht.

Deshalb, Kameraden, laßt uns stets wieder die Augen aufheben zu den Bergen, von welchen uns Hilfe kommt. Dann werden wir immer mehr edle Menschen, treue Söhne des Vaterlandes, Kinder Gottes und Kämpfer für seine Sache und sein Reich. Amen. —

(Fortsetzung folgt.)



20 Jahre Panamakanal.

Der Panamakanal, dieses Wunder der Technik, begeht jetzt den 20. Jahrestag seiner Eröffnung. Mehr als 80.000 Fahrzeuge haben ihn während dieser Zeit durchfahren. Unser Bild zeigt die Durchschleusung eines Kriegsschiffes mittels der kleinen Lokomotive.

Nicht wecken, bitte.

Als Lehrer einer Landschule sagte ich gelegentlich in den ersten Schulwochen den kleinen Knirpsen und Knirpsinnen: „So, jetzt könnt ihr einmal machen, was ihr wollt.“ Und was wollten sie tun: zeichnen, Bilderbücher anschauen und — schlafen. Nicht deshalb schlafen, weil ihr Vater nach dem Mittagessen eine kurze oder längere Weile auf dem Ruhebett zu schnarchen pflegte, sondern weil sie tatsächlich ein Schlafbedürfnis besaßen. Es waren aber auch gerade jene Kinder, die morgens schon in aller Herrgottsfrühe um Haus und Scheune herumlungerten, um sich bis zum Morgenessen die Zeit zu vertreiben. Die Eltern erzählten immer und überall sehr gerne, wie sie ihre Kinder erzogen und die Segnungen des Sprichwortes „Morgens hat Gold im Mund“ tagtäglich erfahren lassen.

Die Beobachtung, daß Kinder während der Schule oder im Religionsunterricht einschlafen, kann immer und immer wieder gemacht werden. — Sie waren eben nicht ausgeschlafen gewesen. — Wieviel Schlaf braucht denn ein Mensch? Die Frage ist leichter gestellt als beantwortet; am zuverlässigsten können wir sagen: gerade soviel braucht er, als er braucht. Wie es kaum zwei Menschen gibt, die in ihrer Eigenart ganz miteinander übereinstimmen, so gibt es wohl auch kaum zwei Menschen, die genau das gleiche Schlafbedürfnis haben. — Das Schlafbedürfnis ist individuell und wechselt mit dem Alter. Der eine kann seinen Bedarf durch kleine Portionen decken, er schläft in der Bahn, in der Elektrischen, in der Sitzung und in der Kirche. Dann braucht er vielleicht keinen langen nächtlichen Dauer Schlaf mehr. Es gibt Leute, die mit vier bis fünf Stunden auskommen, andere benötigen das Doppelte. — Aber der Schlafbedarf ist nicht nur durch die Dauer bestimmt, sondern auch durch die Schlauftiefe. Man stellt diese fest nach der Größe der Schalleindrücke, die nötig sind, um einen Schlafenden zu wecken. Darnach unterscheidet man zweierlei Schlafstypen: bei den einen tritt die größte Schlauftiefe in den ersten zwei Stunden ein — daher das Wort vom Vormitternachtsschlaf — dann gleiten sie allmählich in einen flacheren Schlaf über und erwachen am Morgen erquid. Diese Abend schläfer bilden aber nur eine glückliche Minder-

heit. Bei der Mehrzahl der Menschen erreicht der Schlaf auch bald nach dem Einschlafen die größte Tiefe, auch bei ihnen verflacht er sich dann, aber gegen Morgen steigt die Kurve wieder an, und wenn sie dann am tiefsten schlafen, so — weckt man sie. — Ist dem Schlafbedürfnis nicht gänzlich Genüge geleistet, so tritt der Mensch mit einem Ermüdungsrest in das neue Tagesleben ein. Gerade bei den Kindern ist das deutlich bemerkbar, denn sie sind zum großen Teil Morgenschläfer. Und was namentlich die Kinder im Pubertätsalter betrifft, muß man entschieden für das Aus schlafen lassen eintreten. Die bekannten Schulkopfschmerzen, die Angstgefühle, die sich bis zum morgendlichen Erbrechen steigern können, werden hauptsächlich auf die Un ausgeschlafenheit zurückgeführt.

H. B.

Rundschau.

Auf Ehrenbreitenstein.

Am vergangenen Sonntag setzte die Propaganda für den Endkampf um die Saar ein. Die deutsche Regierung rief die Saarländer wie schon mehrmals zu einem Feste, diesmal nach Koblenz. Nach den amtlichen deutschen Berichten und auch nach englischen sind es vierhunderttausend gewesen, die den Weg zu Hitler gefunden. Vielleicht ist die Zahl ein wenig oder stark übertrieben. Vorerhand tut das wenig zur Sache. Wie groß der Anhang der „Deutschen Front“ sei, erweist erst der 13. Januar 1935, der Abstimmungstag.

Zu gleicher Zeit, wie die vom Reich veranstaltete Rundgebung in und um Koblenz, fanden sich auch die Gegner zusammen, in Sulzbach, im Saarlande selbst. Es sollen nach französischen Berichten 70.000, nach andern nur 40.000, nach der Darstellung der „Deutschen Front“ gar nur 12.000 gewesen sein. Also weniger. Man dürfte damit annehmen, alle Propaganda für die Zukunft sei überflüssig, der deutsche Sieg sicher, die Herausforderung der Parteien, die in den kommenden Monaten in gesteigerter Form und zwar gegenseitig in blamable Bloßstellung ausarten wird, vom Uebel.